Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 12 (1930)
Heft: 33

Heft

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

bibliothek Bern

Zürich, 15. August 1930 — Erscheint jeden Freitag — 12. Jahrgang Nr. 33

Schweizer Frauenblatt

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.30, halbjährlich Fr. 5.80, vierteljährlich Fr. 3.20. Für das Ausland wird das Porto zu obigen Preisen hinzugerechnet. / Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken.

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich
Administration und Inseraten-Annahme: Ovag A.-G., Zürich, Tödistraße 9, Telephon Selnau 65.49, Postcheck-Konto VIII/3001
Druck und Expedition: Buch und Kunstdruckerei A. Peter, Pfäffikon-Zürich, Telephon 60.

Insertionspreis: Die einspaltige Nonpareillezeile oder auch deren Raum 30 Rp. für die Schweiz, 60 Rp. für das Ausland / Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Plazierungsvorschriften der Inserate. / Inseratenschluß Montag Abend

Wochenchronik.

Schweiz.

Das Departement des Innern ernannte in diesen Tagen die beratende Kommission, welche in Art. 1 der Vollziehungsverordnung zum eidgen. Tuberkulosegesetz vorgesehen ist. Derselben sollen Fragen grundsätzlicher Natur, die sich aus der Anwendung des Gesetzes ergeben, unterbreitet werden. Die 19 Mitglieder zählende Kommission wurde bestellt aus Vertretern der eidgenössischen und kantonalen Behörden, der privaten Organisationen zur Bekämpfung der Tuberkulose, der Aerzteschaft und der Krankenkassen.

Leider findet sich unter den gewählten nur eine Frau, nämlich Frau Dr. med. Olivier, Lausanne, deren große Verdienste auf dem Gebiete der Tuberkulosebekämpfung durch diese Wahl in gebührender Weise anerkannt werden. Frau Dr. Olivier wird in der offiziellen Mitteilung als Mitglied der Waadtländischen Liga gegen die Tuberkulose und des schweizerischen Frauenbundes (soll wohl heißen „Bund Schweizerischer Frauenvereine") bezeichnet. Wäre es aber angesichts der Initiativen und tüchtigen Tätigkeit, welche die Frauen in der Schweiz je und je auf dem Gebieteder Tuberkulosebekämpfung entfaltet haben, nicht angezeigt, ihnen in der Kommission ein stärkeres Mitspracherecht einzuräumen? Kein Zweifel, daß sich auch in der deutschen Schweiz fachkundige Frauen fänden, die als Vertreterinnen privater Organisationen zur Bekämpfung der Tuberkulose aus reichen Erfahrungen heraus wertvolle Mitarbeit leisten könnten. **Wir hoffen, daß diesem Wunsche nachträglich noch Erfüllung werde!**

Weltfrieden durch Religion.

Im Ständeratssaal in Bern tagen in dieser Woche die Exekutive und die Spezialkommissionen für die Vorbereitung der „Weltkonferenz für internationalen Frieden durch Religion". Eine kleine Versammlung von ca. fünfzig Personen, doch läßt sich bereits ahnen, welch buntes Gemisch von Rassen, Sprachen, Religionen die geplante Weltkonferenz darstellen wird. Schon diese vorbereitende Tagung trägt ein ausgesprochen interkontinentales Gepräge. Die bekanntesten Weltreligionen sind durch Angehörige verschiedener Rassen vertreten: Reformierte und Lutheraner, Römisch-Katholische und Christ-Katholische, Anglikaner, Quäker, Swedenborgianer, Buddhisten, Mohammedaner, Anhänger des Konfuzius etc. bilden die Teilnehmerschaft. In den Lehnstuhl, in dem sich ein behäbiger Standesherr aus der Urschweiz zu siedeln pflegt, hat sich eine dunkeläugige Inderin mit ausdrucksvollem Mienenspiel geschmiegt. Es finden sich etwa zwanzig Frauen in der Versammlung. Leider fehlt bis zur Stunde eine Teilnehmerliste.

Nachdem die vorbereitenden Instanzen in den letzten Jahren in Genf und Frankfurt getagt hatten, besteht nun die Aufgabe der diesjährigen Versammlung darin, Ort und Zeit der Weltkonferenz anzusetzen und das Programm für dieselbe aufzustellen. Für das letztere kann man sich auf die Arbeits-Ergebnisse der in Frankfurt 1929 eingesetzten Kommissionen stützen, denen das Studium der folgenden Themen oblag: a) Einflüsse, die den Krieg verursachen: wirtschaftliche und finanzielle, soziale und industrielle, Rassenfragen, politische, Propaganda. b) Geistige Hilfsquellen, welche man diesen Einflüssen entgegensetzen kann. c) Was kann die Religion zur Aufrichtung und Aufrechterhaltung des Weltfriedens beitragen? d) Kraft welcher Methoden kann die Religion ihren Beitrag für den Weltfrieden am besten leisten?

Das Interessanteste an der gegenwärtigen Veranstaltung, die ausschließlich geschäftliche Traktanden aufweist, war bis dahin die Eröffnungssitzung am 12. ds., denn sie bot einen gewissen Einblick in den Ideenkreis, in dem sich die Weltkonferenz bewegen wird. Schon die Begrüßungsansprache des Vorsitzenden, Dr. Shailer Mathews, Chicago, war eine Einführung in den Gedanken, daß ohne Rücksicht auf Rasse, Glaubensbekenntnis und Nation die Mitarbeit der Menschen aus aller Welt für die Errichtung des Weltfriedens zu gewinnen sei.

Die eidgenössischen und die kantonalen Behörden ehrten die Versammlung durch Entsendung einer Delegation aus ihrer Mitte. Bundesrat Häberlin hielt eine mit großem Beifall aufgenommene Ansprache. Er betonte, daß die Schweiz ein trefflicher Resonnanzboden für Friedensbestrebungen sei; denn sie hat sich seit mehreren Jahrhunderten von den Welthändeln ferngehalten; sie bekennt sich ohne Rückhalt zur internationalen Schiedsgerichtsbarkeit, die alle Zwistigkeiten zwischen Völkern nicht durch Gewalt, sondern durch Recht schlichtet. Der Bischof der christkatholischen Kirche der Schweiz, Professor Dr. Küry, Bern, gab die Erklärung ab, daß seine Kirche bereit sei, an der geplanten Weltkonferenz mitzuwirken. In ähnlicher Weise sprachen sich auch Vertreter anderer Glaubensbekenntnisse aus, ein Mohammedaner, ein französischer Protestant und ein deutscher Katholik. Bemerkenswert ist die Zusicherung des römisch-katholischen Priesters, Professor Hoffmann, daß auch seine Kirche, die weder an der Kirchenkonferenz in Stockholm, noch in Lausanne vertreten war, bereit sei, an der künftigen Weltkonferenz teilzunehmen.

Gemäß einem heute, am 13. ds. einstimmig gefaßten Beschluß beantragt die Kommission für Festsetzung der Weltkonferenz zuhanden der Vollversammlung, es sei die „Weltkonferenz für internationalen Frieden durch Religion" im November 1932 in Washington abzuhalten.

J. M.

Wirtschaftliche, politische und soziale Bildung

in den sog. Progresive Schools von New York.

Von Elisabeth Müller.

In den unförmlichen Wolkenkratzern, in dem rechtwinklig angelegten Straßennetz der Städte, in der Arbeitsteilung in den Fabriken, in der Lebenshaltung des Liftboys, überall im amerikanischen Leben macht sich die Idee der größten Zweckmäßigkeit geltend. Ist es darum erstaunlich, daß sich die fortschrittliche Schule, die im engsten Kontakt mit dem praktischen Leben stehen will, bemüht, das Kind so zu beeinflussen, daß es fähig wird, seine Bedürfnisse stets mit dem kleinsten Aufwand an Kraft und Zeit zu befriedigen, kurz, daß die wirtschaftliche Bildung im Vordergrund aller Erziehungsziele steht!

Wirtschaftliche Gesichtspunkte sind maßgebend schon für die Gestaltung des Lehrplans, der beständig wechselt je nach den Ansprüchen der Zeit. So soll z. B. in dem Fache Civics, das Geographie, Geschichte und Bürgerkunde umfaßt, das, ja nur das, behandelt werden, was zum Verständnis der gegenwärtigen landwirtschaftlichen, industriellen und sozialpolitischen Verhältnisse von entscheidender Bedeutung ist. Im Schreibunterricht wird die Steinschrift, das sog. Skript, während der ganzen Schulzeit gepflegt. Warum? Es schreibt sich schnell wegen der geringen Beanspruchung der Streckmuskeln für Verbindungsstriche und führt zudem infolge seiner großen Leserlichkeit zu erheblichen Zeitersparnissen.

Da die wirtschaftliche Bildung das eigentliche Ziel des Handarbeits- und Hauswirtschaftsunterrichts bildet, werden diese Fächer ganz besonders gepflegt. Man nennt sie Industrial Arts. Sie setzen sich sehr hohe Ziele. Kenntnisse, Wertungen, Geschicklichkeiten des industriellen Lebens sollen vermittelt werden, welche die Kinder, namentlich auch die Knaben, zu verständnisvollen Verbrauchern und erfolgreichen Produzenten machen. So ist es selbstverständlich, daß dieser Unterricht viele Handwerke in sich schließt. In den zahlreichen Werkstätten wird geschreinert, getöpfert, geklebt usw. Dabei wird nicht verlangt, daß jeder Zweig technisch vollkommen beherrscht sein muß, bevor man zu einem andern übergeht. Anregung auf den verschiedensten Gebieten ist die Hauptsache. Den Hauswirtschafts- und Handfertigkeitsunterricht pflegt man öfters unter dem gemeinschaftlichen Namen Householdwork von den Industrial Arts, der Tätigkeit in den Werkstätten, abzulösen. Systematisch und nur mit Mädchen betreibt man ihn gewöhnlich im 7., 8. und 9. Schuljahr mit je 3 Wochenstunden. Vorher wird er in engster Verbindung mit dem übrigen Unterricht gepflegt und von Mädchen und Knaben besucht. Man bäckt Brot, wenn man von den großen Kornernten Nordamerikas redet; man schneidert Kostüme, wenn man ein Kinderfest aufführen will. Die praktische Betätigung in den höheren Klassen findet ihre Vertiefung in den sie begleitenden theoretischen Stunden, wo auch der Zusammenhang mit den übrigen Fächern in großem Maße geschaffen wird, mit Chemie, Physik, Gesundheitslehre, Kunstunterricht, Betriebsbesichtigungen usw. Namentlich der Hauswirtschaftsunterricht wird auf sehr wissenschaftlicher Basis betrieben, denn die rationellen Arbeitsmethoden sollen nicht erst durch zeitraubende Erfahrung gefunden werden. Der Handarbeitsunterricht steht in dieser Hinsicht mit seiner weitgehenden Warenkunde nicht wesentlich zurück. Seine Kleidung richtig auszuwählen ist auch eines der Ziele neben der wirtschaftlichen Herstellung und Instandhaltung der Kleidung. Im Großen und Ganzen nimmt der Hauswirtschaftsunterricht die meisten der für Householdwork bestimmten Stunden in Anspruch. Er umfaßt ja ein weiteres Gebiet, und offenbar stehen die Amerikaner auf dem Standpunkt, daß er von größerer sozialer und wirtschaftlicher Bedeutung sei. Im Handarbeitsunterricht ist mir aufgefallen, daß er wenig oder gar kein Weißnähen in sich schließt. „Das ist nicht mehr so notwendig", sagte mir eine Lehrerin, „im Vergleich zu anderen Dingen und läßt der Phantasie der Kinder keinen Spielraum". Sehr früh beginnt man mit Maschinennähen. Wie Kinderfahrräder, so gibt es auch Kindernähmaschinen, und die Schule bedient sich ihrer, um das Kind so bald als möglich an ein wirtschaftliches Nähen zu gewöhnen. Doch nicht nur in der Stoffauswahl, sondern auch in der Lehrmethode macht sich die wirtschaftliche Idee geltend. Der Unterricht wird in engste Beziehung gebracht mit dem wirtschaftlichen Leben. Mit großen Autos geht man Verkehrsmöglichkeiten, Fabriken, Handelshäuser, soziale Institutionen, Wohnungen in Armenvierteln ansehen. Fachmänner kommen in die Schule und bringen durch Vorträge Aufklärung über die verschiedensten Zweige der Industrie und der Lebenshaltung. Ja es wird den Schülern sogar ermöglicht, während einiger Zeit in einem Betriebe praktisch mitzuarbeiten z. B. in einer Buchhandlung oder in einem Postbureau.

Durch frühe Uebung ist man auch bestrebt, den Kindern die besten Arbeitsmethoden zur Lösung von späteren Aufgaben zu vermitteln. Schon Elementarschüler werden in den Stand gesetzt, ihr Wissen selbständig zu erarbeiten. Sie lernen bereits in den ersten Schuljahren, wie man ein Buch benützt, sich schnell Rechenschaft gibt über seinen Inhalt, wie man darin nachschlägt, wie man es in der Bibliothek findet und was für Pflichten mit seiner Benützung verbunden sind. Der Besuch der Schulbibliothek, wo kleine, kleinste Knaben und Mädchen in den Kartotheken und an den Büchergestellen hantieren und nachher an kleinen Tischchen ruhig jedes für sich studieren, ist ganz besonders reizvoll. In den Museen trifft man viele Schüler mit Notizheftchen, die ohne Lehrer arbeiten. Schon in der Schule ist den Kindern sogar Gelegenheit geboten, Geld zu verdienen und zu verwalten. Es gibt kleine Aemter, die bezahlt werden: Besorgung der Kasse und Bedienung im Lunchroom, Reparaturen im Hause und Bureauarbeiten. Zur Anlage des Geldes ist eine von den Schülern selbst betriebene Bank vorhanden. In der Handarbeit macht man die Mädchen bereits bekannt mit den gebräuchlichen, kaufbaren Schnittmustern.

Das Arbeitsprinzip im Sinne der Aneignung des Unterrichtsstoffes in manueller Betätigung, wie auch das Prinzip der Konzentration wird stark berücksichtigt. Man gruppiert die Fächer um einen Interessenkreis der Schüler und nutzt so ihr Interesse, eine der wichtigsten Bedingungen der Aufmerksamkeit und die gewonnene Anpassung für die betreffenden Gebiete wirkungsvoll aus. Auch für Zweckmäßigkeit! In der City and Country School steht sogar unter völliger Aufhebung der üblichen Fächertrennung im Mittelpunkt des Unterrichts eine für das ganze Jahr durch den Lehrplan festgesetzte „activity". Sie soll das Kind in engste Berührung bringen mit dem Leben, das es umgibt, mit seiner Stadt und deren geistigem Leben. So wird z. B. in einer Klasse die Stadt New York im kleinen aufgebaut; in einer anderen betreiben die Schüler einen Handel mit Schulmaterialien, mit selbstgeschriebenen oder sogar selbstgedruckten Büchern und Zeitschriften. Das Verlangen der Kinder nach Kenntnissen in Schreiben,

---

Feuilleton.

Benit Gull.

Cécile Ines Loos.

(Schluß.)

Nein, gar nicht wie die Kathleen, sondern eben wie eine reiche und sorglose Frau. Wenn sie so in der Kürchenschürze vor ihm saß, schaute er über sie hinweg in eine weite Ferne. Ja, gewiß, er wollte es ihr verzeihen, auch wenn sie eines Tages mit niedlichen Locken und Rosen in den Händen sich von einem eleganten Herrn ein wenig den Hof machen ließ, meinetwegen sich sogar ein wenig in ihn verliebte. Zurückholen würde er sie schon wieder, er kannte doch seine Macht über sie: Er brauchte sie bloß auf die Knie zu nehmen und ein wenig zu streicheln. Aber dann, ja dann würde er sie küssen, wild und wahnsinnig, denn dann wäre sie ihm endlich zur Kathleen geworden . . .

Kathleen, der Süßen . . .

Aber, er brauchte ja bloß ihr Gesicht anzusehen. Nein wirklich, sie hatte keine Anlage zur Verführung. Keine Anlage zum Spiel. Und mit dieser Mitti, nein mit dieser konnte er nicht glücklich sein.

In Mittis Herz zog der tiefe Kummer, ihrem Manne nicht zu gefallen, nach und nach Schwären. Statt der Ehrfurcht, die sie früher für ihn gehegt, zog sich ein hämischer Zug durch ihr Gesicht. Alles an ihr wurde hämisch. Nicht allein die Augen, die Nase und der Mund, auch die Hände wurden hämisch, wenn sie dem „geehrten Herrn" den Rockkragen abbürstete. „Bin wohl bald nicht mehr gut genug, mit dir auszugehen . . ." munkelte sie. Und „Hättest dir halt extra schöne Puppen zu Kindern bestellen sollen, und nicht bloß Leute von unsereins." Aber wenn er gegangen war, überfiel sie der heiße und brennende Wunsch, wieder einmal von ihm auf die Knie genommen und geküßt zu sein, geküßt, wie ehemals als sie noch auf dem Gartenbänklein saßen ohne Strümpfe und Schuhe. Aber diese Zeiten kehrten ja nicht wieder. „Wenn er nur eines Tages als Krüppel wiederkäme, ja als Krüppel", dachte Mitti. „Dann müßte er mich wieder lieben, dann müßte er froh sein um mich. Froh wie einst. Oder war er nie froh . . .?"

So fiel der Zank zwischen sie. Ein Zank ohne Ende. Die Strömung ihres Blutes raste diesen Weg entlang, und die Strömung seines Blutes raste jenen Weg entlang, und jedes am anderen vorbei. Zuweilen kam noch ein drittes Element dazu. Die Mutter ließ es sich nicht nehmen, längere und kleinere Besuche in der Stadt zu machen, damit sie doch wieder einen Einblick bekam in den Haushalt des Sohnes. Denn ganz fern von ihr sollte sich dieses Leben doch nicht abspielen dürfen. Sie kam und brachte Schokolade für die Kinder. Es habe sie doch Wunder genommen, wie es ihnen ginge, sagte sie. Mit schnellem Blick streifte sie über die verschiedenen wertvollen Gegenstände, die sichtlich vernachlässigt umherlagen. „Sie ist halt eine Drutsche", sagte sie zum Sohn, sobald Mitti abwesend war. Währenddem, wenn der Sohn fort war, sagte sie zu der Schwiegertochter: „Ist halt ein Verschwender, der Benit. Kannst's nicht leicht haben mit ihm, hätt dir halt doch ein wenig helfen sollen, zu Worte zu kommen, denn das sage ich dir, in dieser Haushaltung würde ich bald Ordnung schaffen." So versuchte sie auf beiden Seiten die Hand ins Spiel zu bekommen, das für sie darin bestanden hätte, in die Stadtwohnung umzusiedeln, möglichst viel Geld auf die Seite zu bringen, und die beiden, wie sie es nannte, in Zucht und Ordnung zu halten. Dieser Plan gelang ihr jedoch nicht. Mitti und Benit Gulls Herzen litten aneinander und nicht an einem Dritten. Sie wurde von keiner Seite zum Schiedsrichter erwählt, und so mußte sie sich mit den Kindchen begnügen, die mit offenen Aermchen und schmutzigen Mäulchen der allezeit lustigen Großmutter um den Hals fielen. Worte wie „Drutsche" machten einen großen Eindruck auf sie, wenn sie auch nicht wußten, auf wen sie zu beziehen waren.

Dann kam der Tag, an dem die Dämme einrissen. Die Dämme, die Voraussicht, Geduld und Sitte um die wilden Bergwasser des Herzens. gebaut haben. Und die Ströme brachen aus und überschwemmten das Land, jeder nach seiner Richtung und rissen alles nieder, was für die Zeitdauer eines ganzen Lebens hätte hinreichen sollen.

Es fing an einem Ball an, da es Aront Stempf, einem Angestellten Benits, in den Sinn kam, sich in Mitti zu verlieben. Tatsächlich war auch Mitti für ihn die schönste Frau, die er je gesehen, und die außerdem von keiner solchen Geistesentfernung war, daß er sie nicht letzten Endes hätte erreichen können. Zwar hatte Stempf nicht etwa Ehebruch im Sinn, aber über Mitti fiel plötzlich der Taumel schöner Kleider, polierter Fingernägel und eines Halsbandes mit echten Steinen. Plötzlich und unerwartet fand sie den Mann, den sie damit in ihren Bann zwang. Benit war ja nie in sie verliebt gewesen, sondern immer hatte er noch über sie hinweggeblickt. . . . „Ja, solche Frauen halten die Schultern so", sagte er, und „solche Frauen tragen die Schirme anders . . . Ja, solche Frauen . . ."

Zum ersten Mal in ihrem Leben konnte Mitti alles tun wie sie wollte, und sie war doch angebetet, um der Kleider und Gegenstände willen, die sie trug. Aront Stempf fuhr ihr mit seinen schweren Händen bewundernd über die nackten Arme und auch über den Halsausschnitt, und da Mitti sich ihm nicht verweigerte, kam er auf den Gedanken, daß es eigentlich etwas Außerordentliches sein müßte, wenn er, wie doch viele schon ähnliches getan, mit der Frau seines Chefs einfach durchbrannte. Geld besäße sie sicherlich und er würde auf Scheidung dringen. Mitti, ungewohnt der Hartnäckigkeit und Dringlichkeit solcher Liebesgefühle, fand sich mit einem Mal emporgehoben, weit über sich hinaus und erlöst vom Drucke des Ungenügens, das sie nun an Benits Seite bis zu jeder Bitterkeit ausgekostet hatte. Sie sprach Aront von den Kindern, auch diese hätten ein Greuelleben gehabt um den Vater, auch sie müßten gerettet werden. Ja, einfach gerettet. Aront Stempf kam vom Himmel. Er war der Erlöser. Er mußte für sie sprechen. Und er tat es auch. Er sprach mit einer wahren Vehemenz zu Benit Gull. Mit Vehemenz und auch einer gewissen Dreistigkeit. Er brauche überhaupt dieses Geschäft nicht, in dem Benit Direktor war. Er könne selber ein Patron sein. Ueber die Kinder schwieg er ziemlich. Aber die Frau . . . er beharre darauf und so weiter. Er sprach vom Gericht. Je mehr er sprach, desto siegessicherer wurde er.

Benit Gull sah Mitti vor sich stehen. Er legte weich die Lippen übereinander und sah über sie hinweg. Dann lächelte er ein wenig in den Mundwinkeln. Diesen Mann also hatte sie geküßt! Um seinen Hals wohllüstig die Arme gelegt! Nein, er bat sie nicht zurück. Er konnte nicht. Dann hatte sie ihm sowieso nie gehört. Sie war ein fremdes Wesen. Mochte sie gehen, wohin sie wollte. Wohin ihres Herzens Gelüsten sie trieb. Das Wort „Drutsche" kam ihm in den Sinn, das die Mutter gebraucht. Aber er war nicht geizig und marktete um nichts. Nur, wie er von den Kindern sprach, machte er eine kleine Bewegung. Er sagte: „Vielleicht später . . ."

Lesen, Rechnen, Geschichte usw. wird wachgerufen durch das Erleben ihrer Anwendbarkeit bei der Lösung dieser einen Aufgabe.

Mit diesen Ausführungen habe ich zeigen wollen, in wie hohem Maße sich die wirtschaftliche Idee in Lehrplan und Lehrverfahren geltend macht. Wie sehr diese Einstellung schon auf die Kinder übergegangen ist, mag eines meiner kleinen Schulerlebnisse zeigen. In der Ethical Culture School behandelte man dem Konzentrationsprinzip gemäß in einer Klasse die Schweiz, weil ein Schüler die Ferien am Genfersee zugebracht hatte. Davon wußten alle Lehrerinnen. Und nun kam ich, eine Schweizerin! Bezeichnenderweise hat man mich nun gerade in die erwähnte Klasse zu gehen, und bald saß ich unter den kleinen, lernbegierigen Kindern. Sie erzählten, ich erzählte, wir stellten einander Fragen, alles über unser gutes „Switzerland", den „Playground of Europe", wie sie es nannten. Wir sprachen von der Butter, dem Käse, der Schokolade, der Stickerei, dem Fremdenverkehr, den „Cuckooclocks", dem Sport, den Gletschern, den „lovely lakes and valleys", den Trachten, den Bauernhäusern usw. Ein kleiner Junge machte mir vor, wie Tell Geßlers Boot in den See zurückgestoßen hat. Ein selbst geklebtes, selbst gezeichnetes und selbst geschriebenes Schweizerbuch wurde mir vorgelesen. Aber wie wurde diese ganze Unterhaltung eingeleitet? Das ist das Bezeichnendste! Durch die Frage eines niedlichen kleinen Mädchens in einer Rosa-Aermelschürze, die lautete: How do you make your money? Niemand belustigte das als mich. Diese Frage war ja ganz selbstverständlich für amerikanische Verhältnisse, und so mußte ich mich denn wohl oder übel dazu bequemen, die Schweiz unter dem ökonomischen Gesichtspunkt zu betrachten, um dabei die beschämende Entdeckung zu machen, daß diese kleinen Drittklässler hiervon fast ebenso viel wußten wie ich.

Sarodschini Naidu.

Indiens bedeutendste Frau.

Von Eva Schubring.

Indische Frauen erwecken bei uns die Vorstellung von vorbildlichen Müttern, devotesten Gattinnen, wir denken an Juwelen und Perlen, Schleier und Haremsgemächer. Eine indische Frau steht jetzt an der Spitze eines verzweifelten Volkes von 320 Millionen, das seine Freiheit erringen will!

Wer Sarodschini Naidu im vorigen Jahr auf dem Weltfrauenkongreß in Berlin gesehen hat, wer diese dunkelhäutige, reife Frau mit dem monumentalen Gesicht, den tiefschwarzen Augen und dem sonoren Organ ihren flammenden Protest gegen Indiens Unterdrückung in die Zuhörerschaft schleudern sah, — im scharlachroten, bisweilen nachlässig über die linke Schulter zurückgeworfenen Gewand, die rechte Hand zum Fluch erhoben —, der sah in dieser Frau ein atmendes, lebendiges Symbol des erwachenden Asien und versteht die Taktik der indischen Nationalisten, eine Persönlichkeit von Frau Naidus Ausmaß führend in den Dienst ihres Freiheitskampfes zu stellen.

Sarodschini Tschattopatjája wurde am 13. Februar 1878 in Haidarabad, einem Mohammedanerstaat, geboren. Sie selbst gehört einer anderen Religionsgemeinschaft an; ihr Vater ist Hindu in höchster Kaste, ein Brahmane, Minister des Erziehungswesens, Gelehrter von Ruf. Daneben ist er Sozialreformer größten Stils, war selbst zweimal deportiert, ist fortschrittlich in Anschauungen und der Erziehung seiner 16 Kinder, von denen heute noch acht leben. Die Mutter ist eine schöne strahlende Frau mit künstlerischen Gaben; wie alle indischen Mädchen analphabetisch, lernt sie für sich allein hindustanisch und englisch lesen und schreiben, dichtet auch selbst.

Die kleine Sarodschini wächst in mohammedanischer Umgebung auf, lernt die Mentalität der fremden Rasse schätzen und verstehen, eine Kenntnis, die für ihr späteres Leben von Bedeutung wird. Im gastfreien wohlhabenden Elternhaus verkehren freidenkende Menschen aller Stände und Berufe. Das Kind liest viel, lernt aber nicht gern: als der Vater der Zwölfjährigen eine schwierige Rechenaufgabe stellt, verfaßt sie statt der Lösung ein endloses Gedicht von 12 000 Zeilen. Mit 14 Jahren lernt sie ihren jetzigen Mann kennen und will ihn sofort heiraten. Man schickt sie schleunigst nach England, ins Girton-Frauen-College von Cambridge und läßt sie Geschichte und Literatur studieren. Hier lernt sie zwei berühmte englische Kritiker kennen, Sir Edmond Gosse und Arthur Symons, die in ihr ein vielversprechendes lyrisches Talent entdecken. Mit ihrer Hilfe veröffentlicht die Neunzehnjährige ihren ersten Gedichtband in englischer Sprache, die sie zur Vollkommenheit beherrscht: „The golden Treshhold".

Das Buch wird ein großer Erfolg, ihr junger Ruhm eilt ihr nach Indien voraus. Die Zwanzigjährige kehrt zurück und stürzt „ganz Indien" durch ihre Heirat in Entsetzen. Sie heiratet ihre Jugendliebe, einen Schüler ihres Vaters, Militärarzt von niedriger Kaste und bescheidenen Mitteln. Der Skandal ist ungeheuer, eine Brahmanentochter und gefeierte Dichterin steigt zur Soldatenkaste herab! Trotzdem Sarodschini als zweites weibliches Mitglied der „Royal Society of litterature" gewählt wird, isoliert vollständige gesellschaftliche Aechtung das junge Paar und bereitet ihm viel Schmerzen. Sie bekommt vier Kinder, zwei Söhne und zwei Töchter (die jüngste Tochter ist Professor der Nationalökonomie an einer indischen Universität), sie gibt in dieser Zeit zwei weitere Gedichtbände heraus: „The broken wing" und „The magic floot", die sie auf der ganzen Welt bekannt machen und lebt zehn Jahre lang zurückgezogen in ihrer Häuslichkeit ihrem Mann und ihren Kindern.

Erschüttert durch die Tragödie von Amritsar, der zahllose Unschuldige zum Opfer fielen, faßt die junge Frau, stets aufnahmebereit für alles Fortschrittliche, ein tieferes Interesse für die Freiheitsbewegung ihres Landes. Der verstorbene liberale Politiker Masdan überredet sie dazu, ihr Talent und ihre Rednergabe in den Dienst der indischen Nationalisten zu stellen. Damit nimmt ihr Leben eine entscheidende Wendung: eine anstrengende öffentliche Tätigkeit beginnt, Sarodschini redet und reist umher, bald spricht sie zu Hunderten und zu Tausenden. Sie fordert gebieterisch das Eintreten der Frauen in das öffentliche Leben, führt selbst einen vorbildlichen Haushalt und findet trotz aller anstrengenden Tagesarbeit noch Zeit für Mann und Kinder, um so durch das eigene Beispiel zu beweisen, daß die indische Frauenbewegung nicht das traditionelle indische Familienleben zerstören will. Ihr Einfluß wächst von Tag zu Tag, sie wird für Tausende von Frauen zum Vorbild, viel bewundert und tief verehrt, heißt sie bald „Indiens erste und einzige Frau". Zum Dichten bleibt ihr keine Zeit mehr. Aus der Dichterin wird die leidenschaftliche Anklägerin, sie rückt in der Partei immer höher hinauf. Sonderbar und bezeichnend, daß diese Frau, deren außerordentliche Rednergabe Inder wie Europäer in ihren Bann zieht, die weltberühmte Gedichte macht, überhaupt kein Talent zu dem, was wir „schreiben" nennen, hat; nirgends erscheint eine aktuelle Zeile von ihr, nie legt sie ihre politischen Ansichten nieder. Sie wird zweimal zu Verhandlungen nach Südafrika geschickt, um die Lage der dort lebenden Inder zu bessern, erzielt wesentliche Erfolge, erweist sich als geschickteste und geeignetste Diplomatin. Die „indische Botschafterin" wirkt durch Humor und bezwingenden Charme mehr als durch Schönheit; sie ist lebhaft und witzig im Gespräch, sehr schlagfertig und sehr mütterlich, dabei von souveräner Selbstsicherheit, denn sie wird von allen Männern zwischen 16 und 70 Jahren angebetet.

Im Jahre 1925 wird ihr die große Ehre zuteil, Präsidentin des Indischen Nationalkongresses zu werden. Sie wagt es während dieser Zeit, offen für die Aufhebung des Waffenverbots in Indien einzutreten und legt mit den Grundstein zur Bildung der indischen Freiwilligen-Armee, auf die sich die heutige Gandhi-Bewegung vor allem stützt. Sie wird nie verhaftet, erhält auch sonst keinerlei Bestrafung, sie ist für die britische Regierung als Frau und als Persönlichkeit unantastbar. Ihr Temperament, ihre Aktivität lassen sie niemals zur Ruhe kommen, zehn Monate im Jahr fast ist sie auf Reisen; 1929 zog sie in einem wahren Triumphzug durch die Vereinigten Staaten, bevor sie auf den Berliner Weltfrauenkongreß kam. Seit 26 Jahren plagt die Rastlose ein schweres Herzleiden, gegen das sie mit heldenhaften Anstrengungen ankämpft.

Seit Gandhis Eintritt in die Politik ist sie seine treue Mitarbeiterin, nach seiner Verhaftung sogar seine Nachfolgerin geworden. Ihre Stärke ist und bleibt die Propaganda, bleiben die flammenden Reden, bleibt die Wirkung ihrer Persönlichkeit. Sie ist liberal-demokratisch aus Tradition, für Armut und Massenelend hat sie kein eigentliches Verständnis, eine Theorie hat sie nicht, ein exaktes politisches Programm auch nicht. Sie wirbt, wohin sie kommt, Sympathien für ihr notleidendes Volk und leistet ihrem Land damit unschätzbare Dienste, und sie ist der gegebene Vermittler in der Hindu-Moslem-Frage. Bei den Mohammedanern genießt sie größeres Ansehen als Gandhi, verhetzte Fanatiker beider Religionsgemeinschaften sind ihr in gleicher Weise verhaßt. Trotz ihrer Führerstellung in der passiven Widerstandsbewegung steht sie mit vielen bürgerlichen gemäßigten Führern auf bestem Fuß. Sie führt als echtes Kind des Orients mit monumentalem Pathos und starkem Sinn für das Dekorative und Symbolische den Kampf um das etwas allgemeine Ideal „Befreiung der indischen Nation", — Weg, Tempo und Ergebnis dieser Befreiung zu präzisieren ist eine Sorge, die sie mit Recht anderen überläßt.

Von der Führerwoche für Bauern.

Vom 14.—20. Juli fand auf Drunenalp im Diemtigtal eine Führerwoche für Bauern statt. Ueber den Frauentag berichtet eine Bäuerin.

Der Freitag der Führerwoche war den Frauen gewidmet. In der Perlenkette der Vorträge, die die Bauernheimatwoche ihren Teilnehmern schon geboten hat, leuchten die beiden Vorträge anläßlich der „Führerwoche auf Drunenalp": „Die Frau als Lebenskamerad" von Frau Dr. Müller, Großhöchstetten und „Quellen der Kraft" von Nationalrat Meili, Thurgau als besonders wertvolle Diademe. — Wer wäre wohl berufener gewesen als Frau Dr. Müller über das Thema „Die Frau als Lebenskamerad" zu sprechen, löst sie doch selber diese Aufgabe tagtäglich an der Seite ihres Gatten in einer geradezu unerreichbar scheinenden Vorbildlichkeit. Mit feinem Verständnis und liebewarmem Herzen sieht sie hinein in so viele Verhältnisse, in schöne, aber auch in traurige und traurigste. Gott schuf die Frau als Gehilfin des Mannes. Er schuf sie nicht aus dem Kopf des Mannes, daß sie über ihn sich erhebe; er schuf sie aus der Seite des Mannes, auf daß sie an seiner Seite mit ihm durchs Leben gehe — als ein treuer Kamerad. — Wie oft wird — wenn auch ungewollt — durch das unüberlegt hingeworfene: „Das versteht ihr Frauen nicht, das ist Männersache" in manch junger Frau viel wertvolle Anteilnahme und Hilfsbereitschaft vernichtet. Es gibt wohl kaum einen Beruf, wie den Bauernberuf, in dem eine intelligente Frau so wertvolle Mitarbeit leisten könnte. Männer, die ihre Frauen gering schätzen, sie sogar verachten, stellen sich wahrlich selber ein sehr schlechtes Zeugnis über die ehedem getroffene Gattenwahl aus. Sie beweisen zudem, daß sie wegen Mangel an innerer Autorität und Selbsterziehung nicht fähig sind, ihre Frau zur Mitarbeiterin anzuleiten und dafür zu gewinnen. Der ist wahrlich kein ernst zu nehmender Mann, der nur darauf ausgeht, seiner Frau bei jeder Gelegenheit „den Meister zu zeigen". Nur zu bald wird er inne werden müssen, daß die Frau ihrerseits darauf ausgeht, die Schwächen des Mannes auszunützen und nur auf ihren Vorteil bedacht zu sein. In solchen Fällen ist es dann sehr oft das traurige Ende eines moralisch und finanziell zerrütteten Familienverhältnisses, das den beiden Ehegatten „den Meister zeigt". — Es ist daher nur das gegenseitige Vertrauen und der gute Wille sich zu verstehen, was beide Ehegatten zu Lebenskameraden im besten Sinne des Wortes macht, ihre guten Kräfte fördert zu gleich gerichteter Zielsetzung — zur Erreichung des wahren Lebensglückes. — Würde in Zukunft die Lebens- und Arbeitsgemeinschaft zwischen Mann und Frau mehr auf den Grundlagen gegenseitigen Vertrauens und gegenseitiger Hochachtung aufgebaut, die heute so brennende Frauenfrage würde zum größern Teil gelöst sein ...

In seinem von großer Menschenkenntnis und noch größerer Menschenliebe zeugenden Vortrag über „Quellen der Kraft" sprach Nationalrat Meili in mitfühlender Weise von der großen Arbeitslast der Bauernfrau, die neben der häuslichen Arbeit — die sie oft nur so nebenbei abtun muß — in den „Werchen" von früh bis spät auf dem Felde mithelfen muß. Ihr Arbeitsgebiet ist gegenüber dem der Frauen aus andern Ständen ein viel umfangreicheres, beschwerlicheres, daher die Landflucht unserer Bauerntöchter, die an ihrer abgewerkten Mutter ihr Los zu erkennen glauben ... Die Gesundheit der Bauernfrau und Mutter ist ein unschätzbares Kapital, von dem man wohl die Zinsen brauchen, niemals aber das Kapital selber angreifen darf, wenn nicht ein niemals wieder gut zu machender Schaden für das Bauernvolk entstehen soll. Es ist daher gebietende Notwendigkeit, zu den angestammten Kräften Sorge zu tragen und nichts zu unterlassen, was sie erhält, geht es dabei doch schließlich um die ewig verjüngenden Kräfte unseres ganzen Volkes, das in seinem Bauernstand und dessen Müttern immer wieder Gesundung und neue Kräftigung finden wird. Vom sich Zeit lassen zum Kochen und zum Essen, über die so notwendige Feierabendstunde, ohne die immer obligatorische Strickarbeit bis zum Lesen eines guten Buches sollte sich eine Bauersfrau, außer in den strengsten „Werchen" auch gelegentlich ein längeres Ausspannen, einen kleinen Ferienunterbruch gönnen dürfen. Bei richtiger Arbeitseinteilung ist vieles möglich, was bei planlosem Hasten unmöglich scheint. Wenn heute überall von Rationalisierung die Rede ist, so sollte gerade die Bauersfrau in ihrer Arbeitsgestaltung sich mehr noch darauf einstellen können. Es würde darin eine Quelle der Kraft liegen. Ein segenspendender Freude- und Kraftquell, der gerade der Bäuerin so reichlich fließt, ist vor allem auch die Natur in ihrer reichen Mannigfaltigkeit von sprießen und blühen und Früchte tragen ... die Arbeit in Gottesnähe, im Garten, mit seinem, den Jahreszeiten abgelauschten ewigen Kommen und Gehen, im Feld und Acker mit der Fülle des Segens aus dem heiligen Schoß der Mutter Erde ...

Bäuerlicher Pressedienst.

Wie sich der mexikanische Staatspräsident Portes Gil zum Frauenstimmrecht äußerte.

Nachdem Portes Gil mexikanischer Staatspräsident geworden war, hatte Senora Margarita Robles de Mendoza ein Interview mit ihm, in dessen Verlauf der Präsident erklärte, er halte es für Pflicht, Frauen so zu erziehen, daß sie tätigen Anteil am öffentlichen Leben nehmen könnten sowie auch öffentliche Aemter bekleiden, welche bis heute stets nur den Männern vorbehalten waren.

Die beste Erziehung, die man Frauen geben kann, ist die, welche ihnen wirtschaftliche Unabhängigkeit verschaffen kann, daß sie im Notfalle auch ihre Familie verhalten kann. Damit wollte aber der Präsident nicht gesagt haben, daß er die Frau ohne eigenes Heim, ohne Familie zu sehen wünsche. Ihre Erziehung muß sie im Gegenteil gerade dem Heim näher bringen, ihr die Liebe dazu geben, die Lust es mit eigener Hand zu verschönern, aber sie muß eben auch wissen, wie sie sich selbst vor allfälliger Not schützen kann. Gerade auf diesem Gebiet können Gewerbe- und Handelsschulen sehr viel Wertvolles leisten. Nach seiner Ansicht sind die gegenwärtigen mexikanischen Gesetze für die Frauen günstiger gehalten als früher. Die Gesetze, sagte er, wurden bisher immer nur von Männern und für Männer aufgestellt und eben da sollten auch reformatorische Bestrebungen einsetzen. Auf die Frage, ob in der mexikanischen Verfassung irgendwelche Bestimmung enthalten sei, die dem Stimmrecht der Frauen entgegenstünde, erwiderte Portes Gil, daß das nicht der Fall wäre, aber die ganze Verfassung ließe überall erkennen, daß die Verfassungsgeber damals eben nicht an die Frauen dachten.

Dr. G. Kappis.

Ritterlichkeit und Gleichberechtigung.

Mit der heraufziehenden neuen Zeit, namentlich mit unserer Frauenbewegung hat sich manches in unserm Verhältnis zum Manne begonnen zu ändern, nicht nur auf der öffentlichen Plattform, sondern auch im ganz persönlichen Umgang und Verkehr. Der Frau vom alten Schlage ist Ritterlichkeit des Mannes noch immer ein wertvolles Ideal und auch der Mann selbst sieht darin noch vielfach einen Ausdruck seiner besten Männlichkeit.

Und doch —! Mit den folgenden Betrachtungen Herta Schmids, die wir der „Frau im Staat" entnehmen, möchten wir einmal zum Nachdenken über dieses Problem anregen. Nicht daß wir durch dick und dünn mit diesen Ausführungen gehen wollten, denn gewiß ist unter unsern Männern noch viel schätzenswerte Ritterlichkeit vorhanden, die

---

Dann gingen sie. Sie gingen alle fort. Aront Stempf hatte vorgeschlagen, die Kinder bei der Großmutter zu lassen. Ja, nur vorderhand. Sie wollten doch eben auch eine kleine Hochzeitsreise machen. Er wollte sie allein haben. Sie, ganz allein.

Mitti war starr vor Wonne. Sie war ja so arm gewesen neben Benit, so arm. Und doch . . .

Am letzten Tag vor ihrer Abreise trat sie in Benits Zimmer. Er wohnte nun längstens für sich, ging zum Essen aus und kam nur nach der Arbeit nach Hause. Mitti stand an der Tür. Sie war gelb im Gesicht und sah gar nicht schön aus. Nicht wie eine geliebte Frau, sondern wie ein Bettelmädchen. Ja, sie war auch nur noch ein Bettelmädchen für Benit. Mit einer trockenen Stimme sagte sie zu ihm: „Benit, wenn du mich lieb haben willst, so bleibe ich da . . ." Mit einer trockenen Stimme sagte sie es, und einem sehr häßlich verzogenen Mund. Das Unglück ging ihr über den Kopf. Benit Gull drehte sich um und sah ihr blank in die Augen. Er sagte: „Nein", und preßte die Lippen so fest aufeinander, als ob er hinter dieses Wort einen Gedankenstrich zu setzen hätte. Mitti überlief eine Gänsehaut und sie schrie: „Ich wünsche, daß du ein Krüppel wirst, aber dann komme ich auch nicht mehr . . ." Sie schleuderte dieses Wort aus ihrem Herzen wie einen Schuß, der aus einer Schießscharte knattert. Dann schlug sie die Türe zu wie seinerzeit Benit, als er von der Kathleen Abschied nahm. Und der Schuß traf ihn. Er traf ihn nicht in die Brust, er traf ihn in den Rücken, irgendwie hinterlistig. Auch über Benit Gulls Hals lief eine Gänsehaut. Er stand auf, warf eine Vase zu Boden und schrie: „Sie soll nur gehen. Je eher je besser . . . Ich will sie niemehr sehen."

Dies war der Abschied gewesen.

Benit hatte sich jemand gesucht. Eine Haushälterin, die gewohnt war, in vornehmen Häusern zu dienen. Die Zimmer müßte sie anders einrichten, hatte er gesagt. Die Bibliothek sollte an die Längswand kommen. Rosen sollte sie auf seinen Tisch stellen. Auch die Wände wünsche er von jetzt an anders hergerichtet zu haben. Er verstund nun alles, was sich gehörte in vornehmen Häusern. Nun würde ihn niemand mehr hindern so zu sein, wie es seinem Herzen gefiel. Und, konnte nicht eines Tages eine Kathleen wiederkommen? — War er nicht jung noch, jung und schön? — Nun brauchte er zu niemand mehr zu sagen: „Glaubst du, daß ich ein Mitgiftjäger bin . . .?" Das war jetzt in Ordnung gekommen. An Mitti dachte er nicht mehr. Sie war weg für ihn. Ein Mädel, das er aus Dummheit und Not geheiratet hatte. Nur die Kinder lagen ihm noch im Sinn. Er schickte der Mutter Geld mit der Weisung, sie bei sich zu behalten, ohne Mitti etwas zu sagen. Hingegen besuchen sollte sie ihn selber auch nicht. Er sei jetzt nicht zu sprechen.

Das war seine letzte Notiz.

Nach Mittis Fortgang hatte er sich einen feinen Rennwagen gekauft. Er maßte sich alle Künste an, die einem vornehmen Herrn gut standen. Und einen Rennwagen hatte er sich schon lange gewünscht. Aber so lange Mitti noch bei ihm lebte, war irgendetwas in seinem Herzen dagegen gewesen. Vielleicht hatte er ihn Mitti nicht gegönnt. Er schämte sich gar nicht, sich dieses Geständnis zu machen. Aber nun besaß er den Wagen. Und er fuhr auch zum Rennen. Man hatte es im Geschäft geflüstert: Herr Gull geht auch mit. Was ist er für ein schneidiger Kerl! Glück in allem. Und er ging. Schön und gesund fuhr er weg. Mit sicherer Hand am Steuer. Es freute ihn, lächelnd hinauszufahren. Wie er die Stadt hinter sich hatte, kam es ihm in den Sinn, wie einmal Mitti mit ihren scheuen Augen und ihren vorstehenden Zähnen zu ihm gesagt hatte: „Ach, ich wollte manchmal, du wärst ein Krüppel, nur damit du mich ganz liebst . . ." Nun hatte sie ja den gesunden, der sie ganz liebte, und der nicht einmal ein Krüppel war. Nein, nicht gerade ein Krüppel, nur sonst nicht gerade begehrenswert für eine feine Frau . . .

Kathleen würde ihn sicher nie genommen haben.

An Mittis Fluch beim Abschied dachte er nicht mehr. Nachtragender Zorn war nicht Benits Art.

Das Rennen geht glänzend. Man saust um die Kurven. Und Benit mit. Er ist ja nicht etwa der Letzte. Nur, es hat viel Staub. Und Benit ist immer ein wenig kurzsichtig gewesen, das ist ihm nun unangenehm. Und der Staub tanzt ihm vor der Brille. Er tanzt und wirbelt. Und wirbelt so stark, daß Benit nicht merkt, daß er etwas zu weit an die Außenkurve geraten ist. Nicht sehr weit, nur einen Schuh breit. Aber das ist zu viel. Dann gibt es einen unerhörten Krach und das Auto kugelt, kugelt immer weiter. Er weiß gar nicht, wie lang es fallen kann. Komisch, es fällt und fällt und er hält es doch immer noch mit der Hand am Steuer. Er läßt einfach nicht los. Aber plötzlich weiß er nichts mehr, gar nichts. Es ist ein Deckel über ihn gefallen und hat ihn abgeschlossen von der ganzen Welt. Es gibt keine Welt mehr. Keine. Nichts, nichts mehr. Als letztes nur noch hat er gesehen, daß die Mitti lacht. Sie sagt: „Krüppel" und schwenkt eine Fahne wie zum Sieg.

Benit Gull liegt in seinem Hause. Die Wirtschafterin stellt Rosen auf den Tisch. Sehr schöne, dunkle, wie er sie liebt. Sie wählt auch die richtige Vase dazu, denn sie hat Geschmack. Man hat Benit Gull beide Beine abnehmen müssen. Bis zu den Schenkeln hinauf sind sie zerquetscht gewesen.

Nun kommt keine Kathleen mehr.

Hans Reinhart.

(Zur Vollendung des 5. Jahrzehnts.)

Der Winterthurer Dichter Hans Reinhart feiert am 18. August seinen 50. Geburtstag. Vielen ein Unbekannter, ist er nach außen ein Stillgewordener, Einsamer, der sich selbst getreu nach innen gewendet seine Wege geht. Die zur Wende seines vierten Jahrzehnts erschienenen gesammelten Dichtungen in vier Bänden erschließen Hans Reinharts verborgenen Garten, in dem heimlich schöne, stille Blumen wachsen und grüßen. Sein ganzes Schaffen, tief im Lyrischen verwurzelt, trägt das weltabgewandte Antlitz reifer Innerlichkeit. Schmerzliches Erkennen aller Unzulänglichkeiten des Lebens treibt den Dichter zu seinen Bekenntnis-Kammerspielen aus Andersen: „Die arme Mutter und der Tod", „Der Garten des Paradieses" und „Der Schatten". Es sind drei der schönsten, tiefsinnigsten Märchen des großen dänischen Meisters, die Hans Reinhart eigenstark dramatisch gestaltet hat. Auch in seinen Mären und im Buch der Nachstücke klingen die schwermütigen, ernsten Glocken, heldunkel ist die Farbe seiner Dichtung; überall geht der Dichter selbst hindurch als Wanderer zwischen zwei Welten.

Weit über die Schweiz hinaus hat die Vierteljahr-Zeitschrift: „Die Individualität", die Hans Reinhart mit Willi Storrer gemeinsam herausgab, seinen Namen getragen und schweizerisches Schrifttum bekannt gemacht. Als es vor fünf Jahren galt, Nanny von Escher zum 70. Geburtstag mit der Anthologie deutsch-schweizerischer Frauenlyrik: „Aus Tag und Traum" zu ehren, war das Erscheinen der Gedichtsammlung Hans Reinharts feinsinniger Hilfe mit Rat und Tat zu verdanken. Die Uebersetzung von René Morax „Roi David", die Uebertragung des alten St. Galler Spiels aus dem Urtext in neu-

einer wirklich immer ächten Hilfsbereitschaft entspringt. Aber es verbirgt sich unter diesem Begriff doch auch viel anderes, das die heutige Frau, wenn sie eine wirklich gleichberechtigte, innerlich freie Frau sein will, nach und nach wird ablehnen und sich davon frei machen müssen.

Häufig hört man den Ausdruck, schreibt Herta Schmid, daß die Ritterlichkeit eine spezifisch männliche Eigenschaft sei. Um sie zu erhalten — denn wie an allen alten Sitten, so hängt man auch an dieser — geht man sogar so weit, sie als eine dem männlichen Geschlecht im Gegensatz zum weiblichen angeborene Fähigkeit zu werten. Die Ritterlichkeit ist dem Mann genau so wenig angeboren wie den Frauen ein größeres Talent für die Hauswirtschaft, oder sonst irgendeine „spezifisch-weibliche" Charaktereigenschaft, deren man ihr viele beilegt. So wie den Mädchen in Schule und Elternhaus besondere Befähigung für diese sogenannten weiblichen Arbeitsgebiete einsuggeriert wird und man sie ständig treibt, sich darin zu üben, so wird den Knaben schon früh eine ritterliche Denkungsart den Frauen gegenüber anerzogen. So kommt es, daß der Mann später mit Selbstverständlichkeit der Frau seinen Platz anbietet, den Mantel hält, sie freihält, beim Tanz sie führt und was der Dinge mehr sind.

Erzöge man die Knaben nicht in dieser Richtung, so würden sie wohl kaum diese Dinge von selbst ausführen. Es ist den Männern oft unbequem, wenn sie müde sind, ihren Sitzplatz einer Dame anzubieten und selbst zu stehen. Ein junger Mann sagte mir mal, daß er jetzt immer in der Untergrundbahn liest oder ins Raucherabteil einsteigt, um nicht jede Fahrt stehen zu müssen. Man sieht daran, wie die Männer mit List versuchen, diese „gute Sitte" zu umgehen. Angeborene Fähigkeiten übt man ja mit Lust; es kann also nicht so weit her sein mit der angeborenen männlichen Ritterlichkeit.

Nach Professor Baerting kann man die Wurzel der Ritterlichkeit in der Liebeswerbung des Mannes suchen. So ritterlich sich der Mann seiner Braut gegenüber benimmt, so wenig aufmerksam ist er mitunter in der Ehe. Ehemals erhielt sogar der Mann gesetzliches Prügelrecht über seine Gattin. An der angeborenen männlichen Ritterlichkeit kann man stark zweifeln, wenn Männer selbst Gesetze schaffen, die ihnen das Prügelrecht gegen die Frauen einräumen. Man kann überhaupt beobachten, daß die Ritterlichkeit nicht der Frau als solcher erwiesen wird, sondern daß der Mann frei nach persönlichen Gesichtspunkten die Frauen wählt, die er ritterlich behandelt. Seine Erotik hat weitesten Spielraum in der Ritterlichkeit. So werden oft seine Verwandten, besonders Mutter u. Schwester recht unritterlich von demselben Manne behandelt, der fremden Frauen gegenüber sehr ritterlich auftritt.

Weil die Ritterlichkeit bei den Männern stark mit Erotik verbunden ist, werten die Frauen die Ritterlichkeit leicht als persönliche Auszeichnung, wenn sie ihnen zuteil wird. Und vielleicht aus diesem Grunde kamen sie nie dazu, über den Sinn der ritterlichen Leistungen der Männer nachzudenken. Es kann aber auch in der Macht der Gewohnheit begründet sein, daß man sich nie die Frage stellte, weshalb äußert sich gerade die Ritterlichkeit in dieser Form und nicht in irgendeiner anderen. Wir dürfen nicht weiter die mechanisch gewordenen Formen der Ritterlichkeit anwenden und über uns ergehen lassen, ohne zu prüfen, wes Geistes Kind sie sind. Wir wollen uns nicht dadurch täuschen lassen, daß sie auf den ersten Blick den Frauen vielleicht einige Bequemlichkeiten und besonders Achtung bieten und ihnen deshalb als frauenfreundlich erscheinen. Erst der wahre Sinn der Ritterlichkeit, der sich uns oft noch durch Zufälligkeiten offenbart, kann uns Aufschluß darüber geben, ob sich die gegenwärtige Ritterlichkeit mit den Idealen der Gleichberechtigung verträgt, oder ob sie ihr Gegner ist. Wir wollen deshalb an einigen Beispielen zeigen, wie sie in ihrer heutigen Form, den Männern selbst vielleicht unbewußt, nicht mehr die moderne Frau ehrt und achtet — wie es die Ritterlichkeit letzten Endes bezweckt — sondern sie häufig beleidigt. Wir werden sie so recht als Produkt des Männerstaates erkennen, das mit den Schwächen der beherrschten Frau rechnet, für die freie Frau deshalb zur Beleidigung wird.

Folgendes Beispiel zeigt, daß man die Frau ritterlich behandelt, weil man sie für ein schwaches Geschöpf hält. — Nach einem wissenschaftlichen Vortrag in kleinerem Kreise hielt ein junger Assistent mit Selbstverständlichkeit einer Studentin den Mantel. Als gleich darauf ein jüngerer Student ihm beim Anziehen behilflich sein wollte, lehnte er es energisch mit folgenden Worten ab: „Wenn ich mal ein Greis bin, können Sie das tun!" Dabei hatte er ganz vergessen, daß er einer jungen Dame gerade im Augenblick vorher das gleiche Anerbieten machte. Doch dieser Gedanke kam ihm gar nicht in den Sinn, da seine Handlung ganz inhaltslos war. Die Studentin hatte glücklicherweise ein Empfinden für Gleichrechtigung und fragte, wenn auch scherzhaft: „Dann haben Sie mich wohl eben als Greisin angesehen? In Zukunft danke ich Ihnen bestens, so schwach fühle ich mich noch nicht!" — Der Zufall hat uns hier den wahren Sinn dieser Ritterlichkeitsformen offenbart. Die Frau wird als schwaches Geschöpf angesehen, deshalb muß man ihr den Mantel halten, ihr in überfüllten Bahnen einen Sitzplatz anbieten, oder für sie Pakete oder ihr Köfferchen tragen. Eine junge, gesunde Frau wird es aber als Kränkung empfinden, ständig wie ein schwaches gebrechliches Wesen behandelt zu werden.

Doch leider gibt es auch ritterliche Betätigungen, durch deren Ausführung der Mann bewußt die Frau beherrschen will. Bekanntlich hat beim Tanz der Herr die Führung. Doch man denke nicht, daß das nur eine äußerliche Sitte ist. Im Gegenteil, der Mann ist sich seiner Führung sehr bewußt. So sagte mir geradezu ein Herr beim Tanz: „Wenn auch die Frau in Beruf und Politik das Wort führt, beim Tanz hat der Mann noch die Führung!" Das Führen beim Tanz wird vom Mann bewußt als Vorrecht der Frau gegenüber gewertet. Ich kenne viele junge Mädchen, die bedeutend lieber tanzen würden, wenn sie auch führen dürften. Das Führenlassen ist, wenn ein guter Tanz zustande kommen soll, mit einer innerlichen Umstellung verbunden: nämlich ein gänzliches Einstellen auf den Partner, was in vielen Fällen nur mit Aufgeben des eigenen Willens möglich ist. Bekanntlich fällt einem freien Menschen Anpassung an einen anderen, zum Teil fremden Menschen, immer schwerer, als ihm seinen eigenen Willen aufzudrängen. Die Sitte des Führens beim Tanz, einseitig vom Manne geübt, hat sicher ihren Ursprung in der männerstaatlichen Ansicht, daß die Frau anpassungsfähiger sei als der Mann. Hat dieser Brauch Sinn für die beherrschte Frau des Männerstaates, ja erleichtert er dieser Frau den Tanz, so paßt er nicht mehr für die gleichberechtigte, freie Frau; hier erschwert er den Tanz, so daß eine Abneigung daraus entstehen kann. Obwohl die Damenwahl, wenn auch selten, stattfindet, bedeutet sie doch nichts Halbes und nichts Ganzes, wenn sie nicht auch der Frau die Führung gibt. Der Tanz würde für Mann und Frau durch die Abwechslung von Führen und Geführtwerden viel reizvoller werden.

Als letztes möchte ich noch die Unsitte beleuchten, die es dem Mann zur Ehrenpflicht macht, eine Dame, die mit ihm zusammen ausgeht, freizuhalten. Dieser Brauch ist in einzelnen Kreisen schon etwas im Rückgang begriffen, z. B. bei der studierenden Jugend. Der Boden gemeinsamer Arbeit hat hier schon etwas zum Ausgleich geführt. Leider kann aber die Ritterlichkeitsform des Freihaltens für den Mann ein Mittel sein, die Frau in ein persönliches Abhängigkeitsverhältnis erniedrigender Art zu bringen. Ein Beispiel mag das veranschaulichen. Eine junge Dame, die mit einem Herrn sehr eng befreundet war, hatte sich mit ihm für einen Theaterbesuch verabredet. Da sie sich verspätete, mußten sie ein Auto nehmen, um noch vor Beginn der Vorstellung das Theater zu erreichen. Die Dame wollte selbstverständlich das Auto bezahlen, da diese Ausgabe ihr eigenes Verschulden war. Der Herr bezahlte jedoch, indem er sagte: „Das kannst du auf andere Weise ausgleichen". Jeder versteht, wie. — Was für eine grobe Unhöflichkeit ist das! Eine Frau, die nur etwas Selbstgefühl besitzt, muß dadurch bis ins Innere getroffen sein. Eine freie, natürliche Frau gibt ihre Zuneigung und Zärtlichkeit frei und nicht um die Ausgaben, die sie — noch dazu gezwungenerweise — verursacht, auszugleichen. Sich freihalten und bezahlen lassen steht den Frauen zu, welche die Liebe als Geschäft betrachten, aber es ziemt sich nicht für die moderne, auf Gleichberechtigung hinarbeitende Frau. Wie das letzte Beispiel zeigt, hat hier der Mann durch eigene Unbeholfenheit verraten, daß er für seine Ritterlichkeit eine Gegenleistung erwartet. Dieser Zufall legt uns den Gedanken nahe, daß diese Erwartung oft unausgesprochen Hand in Hand mit der Ritterlichkeit des Mannes geht. Wir sehen auch bei dieser Ritterlichkeitsform den Boden hindurchscheinen, auf dem sie wuchs. In der Epoche der Vorherrschaft des Mannes war die Frau von jeder Einnahmequelle ausgeschlossen; da hatte es Sinn, daß der Mann sie freihielt. Doch jetzt, wo die Frau selbst Geld verdienen kann, ändert sich dieses Verhältnis. Das Freihalten ist zu einer leeren Geste geworden, die ungeprüft aus der Zeit der Männerherrschaft übernommen worden ist. Weil es nun leicht möglich ist, wie wir gesehen haben, daß unter dem Deckmantel der Ritterlichkeit der Frau unbemerkt unehrenhafte Zumutungen gemacht werden, muß jede moderne, berufstätige Frau das Recht fordern, selbst zu bezahlen, gleichzeitig aber auch für gleiche Arbeit den gleichen Lohn wie der Mann verlangen, denn sonst würde unsere notwendige Forderung die Frau schädigen.

Unsere heutige Ritterlichkeit, einseitig vom Manne geübt, hat, wie eben gezeigt, ausgespielt. Für die Menschen kommender Gleichberechtigung gilt es darum, eine neue ihnen angepaßte Form der Ritterlichkeit zu schaffen, die nicht einseitig ein Geschlecht erfaßt, sondern beide und somit zu einer rein menschlichen Ritterlichkeit führt, die den Menschen nicht als Geschlechtswesen, sondern Persönlichkeit wertet.

---

schweizerische Mundart, die Herausgabe der Kindertotenlieder Friedrich Rückerts in einer kleinen, vortrefflichen Auswahl, gehören mithinein in die Folge der Arbeiten des Dichters.

Wer ihn kennen lernen will, greife nach seinen Büchern. Er findet in ihnen den lauteren Menschen, den aus dem Gefühl heraus schöpferischen Dichter. Unsere Zeit, im Zeichen lauter sportlicher Siege, schiebt Lyrik achtlos beiseite. Dichtung soll Sensation sein, sonst bleibt sie am Wegrand liegen. Dichter, wie Hans Reinhart, haben gerade in unserer gefühlsarmen Epoche durch die Treue, die sich selbst halten, eine eigenartige, oft schwer zu erfüllende Sendung. Zeitlose stehen sie in unserer Zeit, Abseitige, aber immer unbeirrbar in ihrem Weg, unabhängig in ihrem Schaffen.

Hans Reinhart, dem wahrhaft innerlichen Dichter, gilt der tiefempfundene Dank all seiner Freunde zur fünften Jahrzehntwende, gilt die Würdigung seines dichterischen Werkes und das zuversichtliche Ausschauen nach erneutem Weiterschaffen.

Julie Weidenmann.

Wanderer.

(Von Hans Reinhart.)

Die Erd und Himmel lieben, treten tapfer auf
Und schreiten herrlich unter hohem Wind.
Sie folgen froh der Sonne Lauf
Mit Augen, die voll blauer Sehnsucht sind.

Sie gleichen Gottes Flur im Morgentau
Und sind wie Kinder, die nach Sternen langen.
Sie ziehn als Adler hoch im Aetherblau,
Sind wie Gewitter, die an Felsen hangen.

Ihr Leib ist Sang und Sinn der heiligen Erde.
Ihr Geist das All mit seinen Freuden, Schmerzen.
Sie wandern ewiglich und ohn Gefährde,
Den Stern der Liebe tief in ihren Herzen.

Aus den Aufzeichnungen einer Auswandererfürsorgerin.

Ihr Gepäck bestand aus einer kleinen Pappschachtel und einer Puppe. Sie war erst drei Jahre alt und reiste zu ihren Eltern nach Newyork. Ihr Vater war amerikanischer Soldat im besetzten Gebiet gewesen, ihre Mutter eine Rheinländerin. Als die Kleine geboren war, heirateten sie sich und gingen zusammen nach Amerika. Das Wärmchen ließen sie zurück, denn es war kalter Winter. „Es ist so jämmerlich und schwach, es stirbt ja doch unterwegs." So blieb es bei der Großmutter, die es treulich pflegte, bis es gesund und kräftig wurde. — Manchmal haben selbst Großmütter Freier. Und so auch diese. Aber der Freiersmann liebte nur die Großmutter, das Enkelkind nicht. So mußte es den Eltern nach Amerika geschickt werden. Ob die sich freuten? Niemand fragte danach. Jedenfalls aber sandten sie ihre Einwilligung und das Reisegeld. — Die bräutliche Großmutter geleitete das Kind bis nach Hamburg. Dort sorgte die Auswandererfürsorgerin für Begleitung über den Ozean und brachte die Kleine aufs Schiff. Hüpfend und singend, die Puppe im Arm, tänzelte das Kind sorglos an Bord. — — Nach Monaten kam ein Brief aus dem Rheinland: „Was mag aus unserer kleinen Auswanderin geworden sein? Seit ich sie in Hamburg verließ, hörte ich nichts von ihr." — Die Eltern hatten es nicht für notwendig gehalten, die Großmutter, die drei Jahre lang für ihr Kind gesorgt hatte, von der glücklichen Ankunft in Newyork in Kenntnis zu setzen. Aber durch die Begleiterin hatte die Fürsorgerin erfahren, daß die fröhliche Kleine der verzogene Liebling aller Passagiere gewesen war und im Hafen von Newyork von ihren Eltern in Empfang genommen worden sei. Das konnte sie der Großmutter zur Beruhigung schreiben.

***

Wohl jeder hat so ein Sehnsuchtsland, das die Erfüllung aller geheimsten Wünsche in sich trägt. Für Lottchen Gräber war dieses Land Italien. Nach Italien mußte und wollte sie! Aber Geld hatte sie nicht. „Ich nehme eine Stelle dort an!" — „Stellen gibt es zurzeit in Italien für deutsche Mädchen kaum." — „Oh, irgend jemand in Italien wird doch ein Mädchen brauchen können, das keine Arbeit scheut!" — Und sie ließ sich keine Mühe verdrießen; nichts ließ sie unversucht. Eine innere Unruhe trieb sie. Sie schrieb an alle möglichen Leute, lief von Pontius zu Pilatus, ließ sich durch keine Enttäuschung abschrecken — und setzte es endlich durch, daß eine amerikanische Familie in Neapel sie engagierte. „Nun ist alles gut!" seufzte sie erleichtert und froh. — Mit einem großen Koffer, der ihr ganzes Hab und Gut barg, reiste sie voll der kühnsten Hoffnungen gen Süden. — Vom Golf von Neapel schickte sie einen Gruß: „— es ist traumhaft schön hier!" — Dann kurze Zeit darauf von fremder Hand die erschütternde Nachricht, daß Lottchen Gräber in unheilbarem Zustande in eine deutsche Irrenanstalt eingeliefert worden sei. Bald nach ihrer Ankunft in Italien war sie krank geworden und in ein Krankenhaus gekommen. Man hielt ihre Krankheit für Heimweh und schickte sie — ohne Koffer — nach Deutschland zurück. Der Inhalt des Koffers sollte den Krankenhausaufenthalt in Neapel und die Reise nach Deutschland bezahlen. —

***

Die braungebräunte Maria kam mit dem Zuge aus Süddeutschland. Ihr Ziel war Nordamerika. Kalter Winter war's, ein eisiger Wind wehte, und der Schnee knirschte unter den Füßen. Sie trug ihr Köfferchen in der einen Hand, und in der andern ein sorgfältig in wollene Tücher eingewickeltes Etwas. Sie schrift behutsam und vorsichtig vom Bahnhof zum Hotel. In ihrem Zimmer angelangt, enthüllte sie einen winzigen Käfig; zwei enganeinander geschmiegte Vögelchen hockten verschüchtert auf der Stange. Und während Maria den Tierchen zu trinken gab und den besten Zimmerplatz für sie aussuchte, — nicht zu nahe am Ofen und auch nicht am zugigen Fenster, — plauderte sie: „Die bringe ich meinem Onkel mit! Er war ein Priester in Philadelphia und hat so arges Heimweh nach dem deutschen Wald. Die Vögelchen sollen ihm vom Heimatwald erzählen!" — Später schrieb sie aus Amerika: „Die Tierchen haben die Reise gut überstanden und singen und zwitschern fröhlich Mein Onkel hat geweint vor Freude!"

***

Unter den Auswanderern, die in den Passagierhallen beim Grasbrook auf ihre Einschiffung warten, sitzt, ein wenig abseits von den andern, eine behäbige Bäuerin. Neben ihr ein feingebautes, schmächtiges Mädchen von etwa fünf Jahren. Ganz leise und still weint es vor sich hin. Von Zeit zu Zeit knufft die Frau das Kind ein wenig: „Hörst du auf, Trudchen!" Aber die Kleine weint weiter. — „Hat sie Heimweh?" fragt jemand mit einem mitleidigen Blick auf das Kind. Dieser Anrede hat es bedurft, um einen Redestrom bei der Frau zu entfesseln: „Heimweh? I wo! Wonach soll das Trudchen wohl Heimweh haben?! Hat ja weder Vater noch Mutter! Aus dem Waisenhaus hab ich's geholt. Es soll sein Glück machen drüben in Kalifornien. Ein reicher Herr ist da, der will das Trudchen annehmen. Ausgerechnet das Trudchen! Und warum? Weil sie das elendeste, zarteste war von den drei Kindern, die ich ihm auf dem Bild zum Aussuchen hinübergeschickt habe. Hat man je so etwas gehört? Sich das Miseste auszusuchen! Na, mir kann's ja einerlei sein! Ich bring' ihm das Trudchen, und dann besuch ich meinen Sohn bei der Gelegenheit. Mein Sohn kennt den reichen Herrn und hat mir geschrieben, er wollt' ein deutsches Kind annehmen, aber ein ganz feines sollt' es sein; ich sollt' eins aussuchen. Ich hätt' an das Trudchen mein Lebtag nicht gedacht, so'n Wurm! Aber die Schwester im Waisenhaus wollte partu, daß ich auch Trudchens Bild mitschicken sollte. Na, und nun wird's grade die! Ich hoffe, sie vergißt mir's nicht, daß ich es war, die ihr Glück gemacht hat, wenn sie erst ein reiches Fräulein ist. — Hörst du, Trudchen?" — Die Kleine, die allmählich zu weinen aufgehört hat, nickt schweigend. Mit großen, ernsten Augen blickt sie auf die Zuhörerin, die neben ihr sitzt, fragend, wie um ein wenig Verständnis bittend. Die beugt sich freundlich zu dem Kinde: „Freue dich nur, Trudchen! Kalifornien ist schön! Da scheint die Sonne so warm, und viele bunte Blumen blühen und duften; die pflückst du dir und weinst niemals mehr —". — Ein Lächeln huscht über das blasse Kindergesichtchen, und plötzlich streichelt eine kleine Kinderhand schüchtern die große Hand derer, die freundlich mit ihr sprach. — Da wird das Zeichen zum Aufbruch gegeben. „Komm, Dorothea," sagt die aufstehende Bauersfrau barsch, „nun ist's vorbei mit Trudchen!" Der Herr in Kalifornien will sie „Dorothea" nennen, Gottesgabe. — Eine schöne Gottesgabe, dieses Jammerlläppchen!" — Und hastig zieht sie das widerstrebende Kind mit sich fort.

Grundsätze zweckmäßiger Haushaltführung.

Einem jungen Haushalte Ratschläge zu erteilen, wie er am besten das verfügbare Einkommen einteilt, um damit ein behagliches Auskommen zu finden, ist nach der Ansicht von Dr. Heinz Potthoff, dem bekannten Münchner Volkswirtschafter, heute schwieriger als je, weil die verfügbaren Mittel meist geringer sind als früher und zu gering sind gegenüber den gewachsenen Kosten der Lebenshaltung. Deswegen ist der wichtigste Rat der zu haushälterischem Nachdenken, zu planmäßiger Einteilung des Einkommens und zu genauer Buchführung. Der größte Teil des Geldes geht durch die Hand der Hausfrau. Der Mann als Erwerber sollte seine Frau nicht in der Verfügung über das Einkommen beschränken, aber sie zur Buchhaltung anhalten, nicht so sehr, um sie zu kontrollieren, sondern damit sie selbst einen Ueberblick gewinnt, wo das Geld bleibt, und damit nach einiger Zeit die Ehegatten an Hand der buchmäßig aufgezeichneten Erfahrungen einen Plan machen können.

Die Grundlage des Haushaltes, die Wohnung, ist leider am wenigsten der freien Wahl zugänglich. „Ich halte das behagliche Heim", sagt der erwähnte Autor in der „Deutschen Hausfrau", „für die Grundlage alles Familienlebens und aller Volkskultur. Deswegen rate ich allen jungen Ehepaaren, nicht bei der Wohnung zu sparen, sondern zu suchen, bis sie etwas gutes finden und lieber ein Drittel statt des heute üblichen Viertels des Einkommens dafür zu verwenden, als ungemütlich oder zu klein oder gar eng, dumpf, ohne Sonne zu wohnen. Was an der Wohnung mehr ausgegeben, wird an anderen Dingen durch die behagliche Wohnung doppelt gespart. Daher nicht zu eng, daß nicht beim ersten Kinde schon umgezogen werden muß, möglichst Eigenheim mit Gärtchen, mindestens Balkon, Aussicht auf etwas Grünes und Möglichkeit des ruhigen Atemholens.

Grundsatz der Wohnungsausstattung muß sein: wenig, aber gut. Nicht zu viel Möbel u. dgl. in die Zimmer stellen, denn die Hauptsache ist: Raum! Keine billigen schlechten Sachen, an denen man nie Freude hat und die nach wenigen Jahren erneuert werden müssen. Gediegene Möbel machen sich bezahlt, weil sie bei guter Pflege immer schöner werden. Bilder an den Wänden sind heute für wenig Geld zu haben. Man soll nie vergessen, daß das, was den Menschen in der Wohnung ständig umgibt, seine Entwicklung tiefer beeinflußt als alle Museen und Ausstellungen. Kinder in schöne, einfache, behagliche Umgebung setzen, heißt ihnen eine wertvolle Kulturgrundlage geben

Bei der Wohnungseinrichtung spielt die Frage des Kaufes auf Kredit, der Abzahlung eine Rolle. Man kann hier nicht vorsichtig genug sein. Nichts schlimmer als sich eine Last aufladen, die dauernd als Sorge und Aerger den Genuß am Erworbenen verdirbt und oft genug zum Wiederaufgeben des teilweise bezahlten Gutes nötigt. Lieber sehr bescheiden anfangen, auch Einrichtungsgegenstände der Eltern können schön sein, auch wenn sie nicht der Mode entsprechen. Und nicht sich durch günstige Abzahlungsbedingungen zum Kaufe von Stücken verleiten lassen, die nicht gut und preiswert sind.

Die Ernährung, die früher bei geringen Einkommen bis zu drei Fünfteln, bei mittleren Einkommen etwa die Hälfte beanspruchte, ist heute noch mehr im Vordergrunde aller Haushaltungen. Hier zeigt sich die Fähigkeit der wirklich guten Hausfrau. Nichts falscher als auf Kosten der Ernährung der Familienglieder sparen wollen. Nichts richtiger als durch zweckmäßige Wirtschaft, durch wohlüberlegten Küchenplan, durch richtige Zubereitung der Speisen, durch Erziehung der Kinder zu langsamem, gründlichem Kauen den Nährerfolg des Aufgewandten zu steigern. Der gut geleitete Familienhaushalt ist jeder Massenspeisung, jedem Wirtshause überlegen.

Der dritte große Posten des Haushaltes, die Bekleidung, liegt besonders im Argen, weil hier der Wunsch der Erzeuger nach großem, ständigem Umsatze eine Raschheit des Modewechsels erzeugt hat, die ein Feind jedes soliden Materiales ist. Der Aufwand

Die Hausfrauen bedienen sich in jenen Geschäften, die ihnen auf erstes Verlangen verabfolgen, was sie wollen: Echter Banago in Original-Paketen zu 95 Cts. und Fr. 1.80 und nicht irgend eine Mischung Bananen-Kakao. Ragomaltor Fr. 3.80, Maltinago Fr. 2.50 die großen Büchsen.

Bo. 394

ist daher heute größer als früher. Und gerade hier liegt ein Gefahrenpunkt der Ehe. Die Frau hat Anspruch darauf, einen gewissen Teil des gemeinsamen Einkommens selbständig für sich zu verwenden. Und der Mann sollte den arabischen Spruch beherzigen, daß, wenn er sich nach seinen Mitteln kleidet, er seine Frau etwas darüber kleiden soll.

Alles andere tritt hinter diesen Hauptposten zurück und muß sich danach richten, was verfügbar bleibt. Alle Vergnügungen, Wirtshaus, Reisen, sind verhältnismäßig stark verteuert. Die meisten ihrer Genüsse kann man auch zu Hause haben. Bücher, Bilder, Rundfunk usw. erlauben es, fast ohne Aufwand an den kulturellen Fortschritten der Zeit teilzunehmen. Das erste Geheimnis des Wirtschaftens besteht im harmonischen Zusammenleben der Familie und in der Schaffung des behaglichen Heimes."

Dr. Marianne Beth.

Die Zeitungen melden, die Kantgesellschaft habe für die besten Antworten auf ihre Preisfrage „die Psychologie des Glaubens" 9 Preise zuerkannt im Werte von 10 000 Mark, darunter vier Hauptpreise. Einer dieser Hauptpreise erhielt Dr. Marianne Beth, eine Oesterreicherin, Gattin des bekannten Theologieprofessors Dr. Karl Beth. Frau Dr. Beth dürfte eine der bedeutendsten Frauen unserer Zeit sein. Sie ist die erste Advokatin Oesterreichs. Schon in ihrer Jugend hätte sie gerne Jus studiert, um, wie sie sagte, „Papas Kanzlei" übernehmen zu können, aber das war damals in Oesterreeich nicht möglich. So studierte sie Philologie, doktorierte trotz ihrer Kränklichkeit nach ihrer Heirat mit Dr. Beth, wurde die treue Mitarbeiterin ihres Gatten und, als 1918 die staatsbürgerliche Gleichberechtigung der Frau kam, machte sie trotz vieler häuslicher Verpflichtungen, trotz heranwachsender Kinder und trotz schwankender Gesundheit ihren juristischen Doktor und legte vor dem Wiener Oberlandsgericht als erste Oesterreicherin ihre Rechtsanwaltsprüfung ab.

Das kurze Lebensbild, das sie von sich selbst in „Führende Frauen Europas" gibt, ist sehr ansprechend, deutet aber den Umfang ihrer Tätigkeit nur an.

Daß sie ihre theologische Arbeit (sie studierte auch Theologie) nicht ganz aufgegeben hat, zeigt ihre von so schönem Erfolg gekrönte Preisarbeit.

Die Beteiligung der Lehrtöchter an den schweizerischen gewerblichen Lehrlingsprüfungen.

An den regelmäßig sich wiederholenden Lehrlingsprüfungen beteiligen sich in steigendem Maße auch unsere Mädchen. Aber in welchem Prozentsatze und in welchen Gewerben? Es wird unsere Leserinnen interessieren, einmal ein Bild davon zu erhalten.

In allen kantonalen Prüfungskreisen zusammen sind im Jahre 1927 15,307 Lehrlinge und Lehrtöchter gewrüft worden, wovon 3,824 Lehrtöchter. Die größte Zahl Lehrtöchter wiesen die Kantone Zürich mit 654, Bern mit 595, Tessin mit 324, Genf mit 323, Waadt mit 294 und St. Gallen mit 272 auf.

Die 15,307 Prüflinge gehörten 405 verschiedenen Berufen, bezw. Berufszweigen an.

Am stärksten vertreten waren wie immer die Damenschneiderinnen mit 2006, also mit mehr als allen übrigen Berufen zusammen. Auch die verwandten Berufsarten waren zum Teil stark vertreten, z. B. Schneiderinnen für Männerkleider 99, Zuschneiderinnen für Damengarderobe 14, für Schürzen 2 und für Damenwäsche 2, Giletmacherinnen 9, Hosenmacherinnen 2, Corsetieren 3.

Es wurden in den Berichten der kantonalen Prüfungsämter mancherlei Spezialitäten aufgeführt, die man anderswo nicht kennt, z. B. Kleiderabänderinnen, Sportbekleidungs-Schneiderinnen, Trachtenschneiderinnen (je 1), Tailleur-Schneiderinnen (3), Unterkleider-Schneiderinnen (2), Konfektions-Schneiderinnen (6) usw.

Außer den Schneiderinnen aller Arten war die Zahl der Weißnäherinnen am größten mit 408; außerdem wurden 7 Kragen- und 38 Weißnäherinnen für Herrenwäsche speziell genannt.

Der Zahl nach folgen die Modistinnen mit 287 (wobei auch eine Hutnäherin und 3 für Filzhutgarnituren als Spezialität aufgeführt werden), sodann die Glätterinnen mit 238 und als Spezialität 14 für Herrenwäsche; die Coiffeusen mit 138, die Uhrenindustriearbeiterinnen mit 125.

Als seltener Beruf für Frauen sind aufgeführt: Bettdeckenmacherinnen (1), Holzbildhauerin (1), Drogistinnen (3), Keramikmalerinnen (3), technische Kopistin (1), Lederarbeiterinnen für Galanteriewaren (2), Schachtelmacherin (1), Stickelrerin (1), Stuhlflechterin (1), Vergolderin (1), Verniclerin (1), Zeichenlehrerin (1), Zeichnerinnen für Bijouterie (1), für Broderie (3), für Modelle (1).

Auffallend ist, daß z. B. die Bijouterie nur mit 3, Buchbinderei, Photographie und Retoucheuse, Posamenterie nur mit je 1 Lehrtochter vertreten sind.

Es seien zur Vollständigkeit noch aufgeführt die Blumenbinderinnen mit 18, Postficheusen mit 16, Einlegerinnen mit 14, Gärtnerinnen mit 7, Köchinnen mit 8, Kunststopferinnen mit 5, Mützenmacherinnen mit 3, Pelznäherinnen mit 11, Schaftenmacherinnen mit 3, Strickerinnen mit 6, Tapeziererinnen mit 9, Näherinnen für Tapisserie mit 17, Pierristinnen mit 19, Zahntechnikerinnen mit 13 und Zigarrenarbeiterinnen mit 36 Lehrtöchtern.

Aus dieser Statistik der gewerblichen Lehrlingsprüfungen ist ersichtlich, daß die Frau in Industrie und Handwerk immer neuen Berufsarten sich zuwendet, die man früher nicht kannte. Da nun in fast allen Kantonen außer Appenzell und Solothurn die Lehrlingsprüfungen auch für alle Lehrtöchter obligatorisch sind und übrigens in den 2 genannten Kantonen auch ohne gesetzliche Verpflichtung die Mehrzahl der Lehrlinge und Lehrtöchter sich freiwillig beteiligt, so gibt diese Statistik ein annäherndes Bild von der gesamten gewerblichen Betätigung der jungen weiblichen Generation in unsern Industrien und Handwerken.

Freilich ist zu berücksichtigen, daß in vielen Industrien, namentlich in der Textil- und Uhrenindustrie, sowie in den Bekleidungs- und Nahrungsmittelgewerben viele Mädchen keine eigentliche Berufslehre bestehen, sondern nur in einer besondern Fertigkeit „angelernt" werden und demzufolge den kantonalen Lehrlingsgesetzen nicht oder nur zum Teil unterstellt sind. Diese Frage der „Angelernten" bedürfte einer besondern nähern Untersuchung.

W. K.

Von Diesem und Jenem:

Eine Frau Präsidentin des englischen Lehrerverbandes.

Vor Jahresfrist haben wir unsern Leserinnen gemeldet, daß Frau Leah Manning, Hauptlehrerin an der Freiluftschule von Cambridge, zur stellvertretenden Vorsitzenden des großen englischen Lehrerverbandes gewählt worden sei; das wolle bedeuten, daß sie in einem Jahre, und gerade in dem Jahre, in dem der Verband sein diamantenes Jubiläum feiere, zur Vorsitzenden vorrücken werde. Dieser Fall ist nun eingetreten. Anläßlich der diamantenen Jubiläumskonferenz in Bournemouth ist sie tatsächlich zur Präsidentin des genannten Verbandes gewählt worden. Die englischen Lehrer halten es also nicht für unter ihrer Würde, unter der Präsidentschaft einer Frau zu stehen. Was sagen die schweiz. Kollegen dazu?

In den 60 Jahren des Bestehens des englischen Lehrerverbandes haben nur 4 Frauen den Präsidentensitz eingenommen. Zum ersten Male 1911 die nun verstorbene Miß J. Cleghorn aus Sheffield, 1918 Miß E. R. Conway aus Liverpool, 1920 Miß J. F. Word aus Manchester und nun Mrs. Manning.

8 Frauen ziehen in Scotland Yard ein!

Zum ersten Male in der Geschichte Englands wurden von der obersten Polizeibehörde Englands (unter der Bezeichnung von Scotland Yard weltbekannt) 8 Frauen als Detektive angestellt.

Sie werden verschiedenen Polizeistationen zugeteilt werden, um an der allgemeinen Arbeit zur Aufdeckung von Verbrechen mitzuwirken. Doch sollen sie zuvor und unter anderem noch ganz speziell in die Nachforschungen über den Schleichhandel mit Rauschgiften eingeführt werden.

Man sieht aus dieser neuerlichen Verwendung von Frauen in der staatlichen Polizei wie deren Nützlichkeit immer mehr auch an diesem Orte anerkannt wird.

Dr. G. Kappis.

Redaktion.
Allgemeiner Teil: Frau Helene David, St. Gallen, Tellstraße 19. Telephon 2513.
Feuilleton: Frau Anna Herzog-Huber, Zürich, Freudenbergstraße 142. Telephon: Hottingen 2608.

Ihr Schlaf ist ruhig
u. erquickend, wenn Sie durch eine Kur mit
Elchina
Ihre Nerven beruhigen und kräftigen.
Originalpack. 3.75, sehr vorteilhaft Orig.-Doppelpack. 6.85 i. d. Apotheken.

Es macht Freude, mit PER zu arbeiten!

Mit dieser neuen, wunderbaren Abwasch- und Reinigungshilfe schaffen Sie es in der halben Zeit! Und Sie brauchen sich bei weitem nicht so anzustrengen. Ins heisse Wasser gegeben, entfaltet PER von selbst eine ausserordentliche Reinigungskraft. Fett, Oel, Schmutz, nichts widersteht. So arbeitet PER! Ob Sie Geschirr spülen oder andere Reinigungsarbeiten besorgen, immer haben Sie in PER eine unersetzliche Hilfe, die rasch und sicher strahlende Sauberkeit und schimmernden Glanz in Küche und Haus bringt.

Ueberall, wo PER erprobt ist, wird es gepriesen! PER ist sparsam im Gebrauch und kostet nur 30 Cts.

Verwenden Sie immer

PER
Henkel's Abwasch-, Spül- und Reinigungsmittel
für Haus- & Küchengeräte aller Art

Hergestellt in den Persil-Werken, Henkel & Cie. A. G., Basel, Fabrik in Pratteln / Baselland.

Ende August 1930
erscheint der neue Jahrgang
„Die Frau in der Schweiz"
Reich illustriertes Frauenjahrbuch mit Kalendarium.
PREIS **Fr. 1.50.** Im Abonnement **Fr. 1.—**
Erhältlich in den Buchhandlungen und Papeterien sowie durch Kolporteure.
Verlag Holenstein & Co., Aarbergergasse 42, Bern

Kleines, sonnig gelegenes
Kinderheim
in Rehetobel (Kanton Appenzell)
von zwei Schwestern geleitet, nimmt erholungsbedürftige Kinder und auch Ferienkinder in liebevolle Pflege für Frs. 5.50 bis 6.—.
Kinderheim Robach bei Rehetobel
Telephon 116.

Buchhofers Kochkurse.
Gute und feine Küche. Ohne Vorkenntnisse besten Erfolg.
Buchhofers Schweizer Kochlehrbuch Fr. 17.—

Ecole nouvelle ménagère
JONGNY sur Vevey.
Français. Toutes les branches ménagères.

TANNENHEIM Haushaltungsschule **Kirchberg** (Bern)
Maximum 10 Schülerinnen

IHR, die Ihr in die Ferien geht,
gedenket derer,
die ohne **Eure Hilfe** nicht gehen können.
Ferienhilfe und Erholungsfürsorge für Frauen, Zürich
Postcheck-Konto VIII 6199

Zürich: Ausstellungsstr. 104 (Telephon Uto 17.48)
Basel: Sternengasse 4 (Telephon Saff. 7792) Reinacherstrasse 67 (Teleph. Saff. 7061)
Bern: Zeughausgasse 20 (Telephon Boll. 7451) Spitalackerstrasse 59.
No. a514
MIGROS
„Die Zeitung in der Zeitung"
St. Gallen: Burggraben 2 (Telephon 1744)
Schaffhausen: Bahnhofstrasse 4 (Telephon 18.30)
Luzern: Grabengasse 8, „z. Graggentor" (Telephon 1181) Moosstr. 18 (Telephon 2480)
Aarau: Zollrain 5 (Tel. 14.50)

..... und die Konsumenten

Man hört immer deutlicher, daß Butter nochmals durch eine weitere Zollerhöhung belastet werden soll. Statt vorher 20 Rp. das Kilo, beträgt der Zoll jetzt 70, und man spricht nun von 1.20, also dem **sechsfachen** dessen, was im Zolltarif steht. Ist das wahr? Sagen die Konsumgenossenschaften nichts dazu? Warum die ganze Bauernhilfe-Last auf einen Artikel abwälzen? Ist nicht gerade Butter **volksgesundheitlich wichtig** und deren Verteuerung gefährlich, weil der Mangel an Fettzufuhr eine Hauptursache der Tuberkulose ist? Was sagen die Hygieniker? Wir haben nicht nur Kantonschemiker nötig, die uns für Hygiene sorgen, sondern auch Fürsprecher, die dem Volke das, was gut und gesund ist, zu Preisen sichern, die erschwinglich sind, sonst nützt das **Beste nichts! Und wenn's sein müßte,** so wenigstens keine Zollerhöhung auf **Kochbutter,** denn solche produziert die Schweiz nur einen kleinen **Bruchteil,** der noch kleiner wird, wenn durch die Zollerhöhung der Tafelbutterwert in der Schweiz zunimmt. Besonders wenn die Käseproduktion dann abnimmt und damit die Produktion der Schottenzentrifugen- und Mischelbutter zurückgeht. Es war immer so, daß ein geringwertiger Artikel auch nicht so stark mit Zoll belastet wird. Uebrigens müßten bei Uebersetzung der Kochbutterpreise viele Familien auf Butterersatzprodukte übergehen, — sie gingen einer besten und gesundesten Zutat zu ihrem Tisch verlustig und die erwartete Zollmehreinnahme auf Kochbutter würde ausbleiben zufolge Mindereinfuhr solcher! Auch die Wertverhältnisse sprechen für diese These: Rechte ausländische Kochbutter kostet im nordischen Ursprungsland 2.60 Franken das Kilo. Zoll und Fracht machen jetzt schon 1 Fr. aus, bei Erhöhung des Zolles auf Fr. 1.20 per Kilo brutto = Fr. 1.40 netto, plus Fracht = Fr. 1.55 oder **60 Prozent** des Warenwertes am Ursprungsort, oder die Zollbelastung allein **52 Prozent.** Man darf hoffen, daß den Konsumenten irgendein Befürworter ersteht und diese Sache nicht mit den Händen unter dem Tisch abgemacht wird, oder soll dem wohlbestallten Arbeiter und Angestellten bedeutet werden, daß Butter nicht auf seinen Tisch gehört?

Man bedenke reiflich, daß die schweizerischen Nahrungsmittelzölle u. W. 7 Prozent im Durchschnitt nicht übersteigen!

Bei keinem Artikel wäre sodann der gleitende Zoll so segensreich, wie bei Butter. Bei der größten Butterproduktion (Sommer) **hoher Zoll** zum Nutzen der inländischen Produzenten — und **Zollermäßigung** zur Zeit der geringsten Inlandproduktion, d. h. wenn unsere Bauern wenig Butter zu verkaufen haben (Winter) gleichzeitig aber möglichst reichliche Fettzufuhr dringendes Gebot des menschlichen Körpers und damit der Volksgesundheit ist!

Nebenbei darf man auch an das Gastgewerbe denken, dessen guter Ruf auch etwas von der Butterküche abhängt.

Wir meinen: Wir wollen recht zu leben haben im Schweizerland!

Wenn wir ein offenes Wort reden, möchten wir betonen, daß wir als Migros-Meilen auch Fabrikant von Kochfett sind und noch mehr solches verkaufen als Kochbutter. Eine Verteuerung dieser wäre also kein geschäftlicher Nachteil für uns, — wir können uns deshalb ganz **neutral** äußern.

Den Bauern möchten wir das Eine zu bedenken geben? Ob durch die **Fleisch-** und **Butter-Verteuerung,** veranlaßt durch Vieheinfuhrsperre und Zollerhöhungen die **Abgewöhnung** dieser für unsere Landwirtschaft so wichtigen Produkte, so mächtigen Fortschritte machen wird, daß sogar die **Inlandproduktion** mit der Zeit zu **groß** ist, um zu guten Preisen Absatz zufinden. Die Gefahr der Abgewöhnung von Butter und Fleisch bei hohen Preisen ist umso größer, als Zerealien, Trockenfrüchte und andere Rohkostartikel sowie Pflanzenfette und Oele erheblich unter Vorkriegspreisen stehen. Der **Zusammenbruch** des Schweizer-Käse-Exportgeschäftes ist eine grausige Leuchte, wohin das Ignorieren der Weltmarktpreise führt.

Ist «knorzen» das richtige Mittel, fragen wir die Bauernführer, ist Nachgeben das richtige, die zuständigen hohen Behörden.

Die Versandabteilung

hat ihre Funktionen voll aufgenommen und bemüht sich, die eingehenden Bestellungen promptest auszuführen. — Eine besondere Befriedigung schaffende Seite hat das Versandgeschäft. Unsere Freunde in der Ferne geben in ihren Briefen ihren freundlichen Gedanken und herzlichen Wünschen lebensvollen Ausdruck. Besonders plastisch sind die Stellen, wo die Empfänger ihre angenehme Ueberraschung bekunden, daß die «billigen» Migros-Waren erst noch viel besser gewesen seien, als was sie gewöhnlich für teures Geld erhielten. An einer Büchse «Eimalzin» Fr. 1.70, an einer Büchse Bouillon-Würfel 30 Rp. und Kaffee, Weinbeeren gleich einen Franken am Kilo Ersparnis etc. etc.

Tatsache ist, daß schon für manches Tausend Franken Bestellungen eingegangen sind, sozusagen ohne jede Reklame. Trotz Post- und Bahnspesen lohnt es sich also, bei der Migros zu kaufen.

Prospekt und Bestellscheine sind in den Migros-Magazinen und -Wagen erhältlich, wie auch direkt beim Migros-AG-Versand Basel, Reinacherstraße 67, Dreispitz. Telephon: Safran 73.06. Postscheckkonto V/5162.

2 Spezialitäten:
getr. Turkestan-APRIKOSEN 500 gr **98 Rp.**
getr. BANANEN 500 gr **75 Rp.**
Paket à 650 gr **1 Fr.**